

Predigt über Hebräer 4,14-16

Da wir nun einen großen Hohenpriester haben, der die Himmel durchschritten hat, Jesus, den Sohn Gottes, lasst uns festhalten am Bekenntnis. Nicht haben wir nämlich einen Hohenpriester, der nicht mitleiden kann unsere Schwachheiten, sondern einen, der in allem genauso geprüft worden ist – ohne Sünde. Lasst uns also mit Freimut zum Thron der Gnade schreiten, damit wir Erbarmen empfangen und Gnade finden – Hilfe im richtigen Augenblick.

Gelitten – mit diesem Wort fasst unser Glaubensbekenntnis, das wir gerade gesprochen haben das Leben Jesu zusammen zwischen seiner Geburt in der Notunterkunft und seinem gewaltsamen Tod. Er hat gelitten – wenige Verse nach unserem Text heißt es im Hebräerbrief: Er hat in den Tagen, da er im Fleisch war, Flehen und Bitten dem, der ihn aus dem Tode retten konnte, mit starkem Schrei und mit Tränen dargebracht. Unser Glaubensbekenntnis fügt hinzu: gelitten hat er unter Pontius Pilatus. Das ist nicht bloß eine Zeitangabe: unter der Regierungszeit dieses Oberbefehlshabers. Der Name jenes Machthabers deutet an, worunter Jesus gelitten hat: dass es da jedenfalls auch um politische Zustände ging, um Machtverhältnisse, um eine ungerechte Weltordnung, die Leiden verursacht – die Welt, die wir kennen, auch wenn Pontius Pilatus längst tot, das Römische Reich längst untergegangen ist.

Nicht nur unser Glaubensbekenntnis betont, dass Jesus leiden musste, jedenfalls gelitten hat. Auch unser Kirchenjahr legt darauf großes Gewicht. Heute ist der erste Sonntag der Passionszeit: sieben Wochen gehen wir dem Leiden und Sterben Jesu nach, das in all seiner Schrecklichkeit keine 24 Stunden gedauert hat. Unser Glaubensbekenntnis und unser Kirchenjahr machen uns eindringlich darauf aufmerksam: dieses Leiden war nicht das unglückliche und traurige Ende einer zuvor vielversprechenden und erfreulichen Geschichte, sondern es gehört ganz wesentlich zu seiner Person und seiner Geschichte, zu seiner Art, zum Inhalt seiner Sendung.

Diese Sendung, der Auftrag und die Aufgabe Jesu werden im Hebräerbrief mit dem Dienst der Priester und besonders des Hohenpriesters im Tempel von Jerusalem verglichen. Freilich gab es den Tempel nicht mehr, als dieser Brief geschrieben wurde, doch sein Verfasser meint, auch die Erinnerung an die Aufgaben eines Hohenpriesters und die biblische Beschreibung seines Dienstes können uns helfen, besser zu verstehen, was Jesus für uns getan und bewirkt hat. Ein Priester, das ist jemand, der sein Volk vor Gott vertritt, stellvertretend für alle die Irrwege bekennt, auf die das Volk geraten ist, um Vergebung bittet, die Chance für einen neuen Anfang. Und dann vertritt er auch umgekehrt Gott unter seinem Volk, spricht stellvertretend für Gott Vergebung zu, erteilt stellvertretend für Gott, als sein Sprachrohr, dem Volk Gottes Segen.

Freilich ist speziell uns evangelischen Christen die ganze Welt des Kultes und des Priesterdienstes fremd, nicht nur weil es seit dem Jahr 70 keinen Tempel in Jerusalem mehr gibt, sondern vor allem weil es in der evangelischen Kirche keine Priester gibt. Wir halten niemanden von uns für beauftragt und befugt, uns vor Gott zu vertreten und Gott unter uns zu repräsentieren. Nun hatte Luther aber nicht das Priestertum abgeschafft, sondern vom allgemeinen Priestertum aller Glaubenden gesprochen. Das haben wir meist als so etwas wie innerkirchliche Demokratie verstanden: in der Kirche, jedenfalls in der evangelischen, gibt es keine Hierarchie, also Priesterherrschaft, keine Herrschaft des Klerus über die Laien, und da ist ja auch was Wahres dran. Doch zum Priestertum aller Gläubigen gehören nicht nur Rechte, sondern auch Aufgaben: wir alle sind dazu aufgerufen, priesterlich an der Versöhnung zwischen Gott und den Menschen mitzutun.

Doch unser Text ist ja ursprünglich an Menschen geschrieben worden, die damit zurechtkommen, sich damit abfinden mussten, dass es keinen Tempel und darum auch keine Priester mehr gibt, und so kann er auch uns Protestanten helfen, die Leidensgeschichte Jesu zu verstehen, gerade weil uns das Priesterliche fremd ist. Es gibt zwar keinen Tempel mehr, schreibt uns der Autor des Briefs, aber wir haben dennoch einen Hohenpriester, und zwar einen großen: Jesus, den Sohn Gottes, der die Himmel durchschritten hat. Das klingt so, als sei auch Jesus uns fremd und fern – als Gottes Sohn bei Gott zuhause, in einer ganz anderen Welt, in irgendeinem himmlischen Heiligtum, nicht in unserer irdischen Welt.

Doch da hätten wir ganz und gar missverstanden, was der Briefschreiber meint, wenn er sagt: Gottes Sohn. Wir hätten es dann fatalerweise so verstanden, wie wir es vorhin vom Teufel hörten: wenn du Gottes Sohn bist, dann hast du es doch nicht nötig zu leiden, dann kannst du dir doch selbst helfen, etwa aus den vielen Steinen dort Brot machen, statt zu hungern. Und da klingen ja bereits die Stimmen der kopfschüttelnden Zuschauer am Kreuz mit: wenn du Gottes Sohn bist, dann hast du es doch nicht nötig zu leiden und zu sterben; dann steig herab vom Kreuz. Deren Fazit ist zwar höhnisch formuliert, aber zutreffend: andern hat er geholfen, aber sich selbst helfen kann er nicht.

Um unserem Missverstehen abzuhelpen, präzisiert der Briefschreiber, was er mit „wir haben einen Hohenpriester“ meint, und zwar mit einer doppelten Verneinung: wir haben nicht einen Hohenpriester, der nicht mitleiden könnte mit unseren Schwachheiten. Ja, Jesus ist etwas besonderes, stammt als Gottes Sohn aus einer anderen Welt. Aber er ist ein Mensch wie wir geworden, wurde zum verlorenen Sohn, der in die Fremde ging, unter den Bedingungen gelitten hat, unter denen auch wir leiden: nicht allmächtig, sondern ohnmächtig, nicht unsterblich, sondern sterblich.

Der Verfasser versteht das Leiden Jesu als sein Mitleiden mit uns. Das kennen wir auch aus den Erzählungen in den Evangelien: es jammert ihn, wenn er Not und Elend wahrnimmt – das Leid der anderen geht ihm an die Nieren. Sein Leiden ist solidarisches Mitleiden.

Es ist kein gutes Zeichen, dass das gute Wort Mitleid inzwischen kein gutes Wort mehr ist. Wer sagt, mit dem, mit der kann ich nur noch Mitleid haben, drückt keineswegs echtes Mitleiden, Sympathie und Empathie, Einfühlungsvermögen aus, sondern tiefe Verachtung. Und doch ist die Frage berechtigt und nicht zynisch: hilft es uns in unserem Leiden, hilft es Menschen, die Schlimmeres als wir erleiden müssen, dass Jesus mitleidet? Oder ist es – wie so oft bei uns – ein hilfloses Mitleiden?

Der Verfasser ist überzeugt: das Leiden Jesu war und ist kein passives Erleiden und Hinnehmen, sondern aktives Tun, das etwas bewirkt hat. Auch nach dem Tod und der Auferweckung Jesu wurde und wird gelitten. Doch Menschen, die leiden, die sich von ihren Mitmenschen verraten und verlassen, im Stich gelassen fühlen, können nun gewiss sein: sie sind nicht gottverlassen, sondern ganz bei Gott, vertreten durch Jesus, den Sohn Gottes, der in die Fremde ging, um uns heimzuholen.

Und so schließt der Verfasser ganz freudig und frohgemut: lasst uns mit Freimut zu Thron der Gnade schreiten, damit wir Erbarmen empfangen und Gnade finden – Hilfe im rechten Augenblick. Freimut – das hat mit Freiheit zu tun. Freimütig reden, das bedeutet offen, klar, unumwunden reden, direkt und angstfrei. Nicht in vorsichtigen Andeutungen, ohne ständiges sich Entschuldigen und sich Winden, ohne das Gesagte gleich wieder halb zurückzunehmen. Mit Freimut auf jemanden zugehen, das ist das Gegenteil von Schüchternheit, von Versteckspiel.

Dass Gott gnädig und barmherzig ist, sich uns freundlich zuwendet und uns hilft, das steht für den Briefschreiber so fest, dass er den Thron Gottes ohne Einschränkung Thron der Gnade

nennt. Aber wir könnten diese Zuwendung gar nicht bemerken, sie könnte uns entgehen. Wir könnten sein Erbarmen nicht empfangen, weil wir die Annahme verweigern, seine Gnade nicht finden, weil wir uns kleinmütig und verzagt vor ihm verstecken, statt freimütig auf ihn zuzugehen.

Wir kennen alle das Bedürfnis, uns zu verstecken. Wer sich schämt, möchte am liebsten im Boden versinken oder in einem Mauselloch sich verkriechen. Wenn ich mir selbst unerträglich bin, dann will ich mich auch anderen entziehen. Das gilt schon unter uns Menschen, erst recht in unserem Verhältnis zu Gott – wir haben vorhin vom Versuch des Menschen, sich vor Gott zu verstecken, gehört. Man kann bezweifeln, ob es aussichtsreich, ob es möglich ist, sich vor Gott zu verstecken, aber in dieser Beziehung verfahren wir gern nach der Logik kleiner Kinder, die glauben, unsichtbar zu sein, wenn sie die Augen zu machen: wir versuchen uns vor Gott zu verstecken, indem wir ihn ignorieren, mit seiner Gegenwart nicht rechnen.

Aber dem Briefschreiber geht es nicht darum, ob das möglich ist, sondern darum, dass das nicht nötig ist. Er findet, dass wir allen Grund haben, frei und offen, so wie wir sind, nicht zurechtgemacht auf Gott zuzugehen. Er hält darum auch nichts von Religion, also von unseren Bemühungen, uns Gott gegenüber annehmbar oder gar liebenswert zu machen, indem wir uns zerknirschen oder aufopfern. Das wäre kein Thron der Gnade, zu dem wir uns so emporarbeiten, eher der Stuhl eines Vorgesetzten. Und sein Erbarmen würden wir ja ausdrücklich zurückweisen, wenn wir aus einer Beziehung der Liebe und des Vertrauens und des Freimuts eine Geschäftsbeziehung machen: ich gebe, damit du gibst.

Es ist gut, dass uns dieser Brief gerade zu Beginn der Passionszeit erreicht. Denn das ist traditionell eine Zeit, in der Christen meinen, sie kämen Gott näher, wenn sie auf irgendwelche Genüsse verzichten. Als könnten wir das Leiden Jesu mitleiden oder nachleiden, indem wir unser Leben ein paar Wochen so einrichten, dass auch wir an irgendwas leiden. Umgekehrt!, sagt der Absender dieses Briefs: Es ist Jesus, der mit uns, mit unseren Schwachheiten, mit unserer Ohnmacht und Unvollkommenheit mitleidet. Er kann gar nicht nicht mitleiden. Er hat sich mit uns solidarisiert – nicht bloß mit Worten, sondern mit tätiger Hingabe. Er weiß aus eigener Erfahrung, wie es ist, Mensch zu sein. Und Gott lässt ihn gelten als unseren Vertreter, hört auf ihn, sieht uns in ihm. So hat Jesus jede Distanz zwischen Gott und uns Menschen geschlossen, hat uns aus Fremden und Fernen zu Gottes Hausgenossen gemacht. Durch ihn sind wir bereits mit Gott verbunden und brauchen bloß noch von diesem Bund – mit Freimut – Gebrauch zu machen.

Weil wir einen großen Hohenpriester haben, nämlich Jesus, den Sohn Gottes, darum lasst uns festhalten am Bekenntnis. Das ist – neben dem freimütigen Zugang – die andere Aufforderung, die der Briefschreiber der Jesus-Geschichte entnimmt. Auch sie richtet sich gegen unsere Verzagtheit, unseren Kleinmut. Wenn wir auf unser Leben blicken, auf den Zustand unserer Kirche, auch unserer Gemeinde und erst recht aufs Weltgeschehen im Ganzen, dann gibt es genügend Gründe zu verzweifeln und an unserem Glaubensbekenntnis zu zweifeln. Doch der Briefschreiber rät uns, nicht auf uns, sondern auf Jesus zu blicken. So wie er hofft, dass auch Gott nicht direkt auf uns, sondern auf Jesus blickt und in ihm uns alle sieht. Glaube bedeutet für ihn, auf Hoffnung zu setzen, sich also an etwas zu klammern, was man nicht sieht.

Amen.